

Unverkäufliche Leseprobe des Fischer Taschenbuch Verlages

Max Scharnigg

Das habe ich jetzt akustisch nicht verstanden



Preis €(D) 9,95 | €(A) 10,30 | SFR 15,90

ISBN: 978-3-596-18679-2

Sachbuch, 256 Seiten, Broschur

Fischer Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2010

»Passt du mal kurz auf meine Sachen auf?«



Ein richtiger Urlaub, stelle ich mir vor, beginnt mit einem Blumenkranz um den Hals, mit dem Händedruck eines sauberen Kapitäns oder wenigstens mit einem gichtigen Papagei, der »Welcome, Sugar!« krächzt. Tatsächlich beginnt mein Urlaub aber stets mit diesem Hauptsatz.

Er ist es, der schon heimische Flughäfen mit einer Mischung aus Fremdheit und Gefahr paniert. Egal wo ausgesprochen – der Satz löst ein »Ich muss mir unbemerkt an den Brustbeutel fassen«-Gefühl aus, das mich auf der ganzen Reise begleiten wird, auch ohne Brustbeutel. Denn wenn eines ja wohl klar ist, dann dass in der Fremde alles passieren kann – insbesondere der Raub meines alten Koffers mit Leibwäsche. Gut also, dass ich nicht alleine reise, denn so kann dieser Satz vieles richten. Er schützt einerseits mein jämmerliches Gepäck und unterrichtet andererseits meine, vielleicht allzu sorglose, Begleitung über die Brenzligkeit der Situation. Und zwar auf

genehm indirekte Art, denn wenn ich ständig »Hier könnten theoretisch Diebe sein!« flüstern würde, wäre auch die größte Urlaubswonne bald dahin.

Noch schöner ist es, wenn man sich mit diesem Satz in der Fremde nicht nur als Deutscher zu erkennen geben kann (via Sprache & Misstrauen), sondern damit eine solidarische Gemeinschaft begründet. Wer mal kurz auf meine Sachen aufpasst, dem pass' ich mal kurz auf seine Sachen auf. Das ist sehr praktisch, wo es doch keine harntreibendere Umgebung gibt als raschelnde Anzeigentafeln und plätschernde Lautsprecherdurchsagen. Arme Wurscht, die da allein reist und keinen zum Aufpassen findet! Der sieht sich gezwungen, das Gepäck am kirgisischen Urinal zwischen sich und seine internationalen Mitpinkler zu stapeln – ein zuverlässig hässliches Unterfangen.

Auf fremdes Gepäck aufzupassen erhebt mich allerdings auch nur so lange, bis sich folgende Gedanken ein Stelldichein geben: Was, wenn wirklich einer käme und den blauen Hartschalenkoffer des Westenträgers mopsen wollte? Was, wenn den Dieb mein warnendes »He, ich mein, äh!« nicht zur Räson bringen könnte, sondern er mitsamt Koffer im Gewühl verschwände, blitzschnell vielleicht gar? Kann mich der Westenträger dann richtig stark dafür anschreien, oder wird er einsehen, dass er von einem einfachen Aufpasser nicht mehr verlangen kann? Denn hinter dem Dieb her konnte ich natürlich nicht. Wer hätte dann auf mein Gepäck aufgepasst?

»Das habe ich auch, das ist doch von IKEA, oder?«



Es sind Freitagabende, an denen ich mit Inbrunst über das Reichsein nachdenke. Denn an Freitagabenden suchen hin und wieder Menschlein meine Wohnung auf, die das gemeinschaftliche Antrinken und Palavern im Sinn haben. Diese Besucher und ihre anhängigen Liebschaften mögen es gerne, im Verlauf so eines Abends »Wohnungsführung!« zu zwitschern. Das bedeutet dann nichts anderes, als dass sie, ein Glas in der Hand, durch meinen feuchten Flur flannieren und sich kurzzeitig benehmen, als wären sie in einem Museum. Sie tippen mit ihren Fußspitzen das Mobiliar an, weisen sich gegenseitig auf Dinge hin und zipfen am Boden herum: Ob es Parkett wäre oder doch nur gutes Laminat? Dergestalt stehen sie so lange zwischen Sideboard und Vertiko, bis sie endlich laut und lustig den Ikea-Satz loswerden.

Er erwischt mich meist während des Versuches, neue Kingfisher-

Biere aus der Gemüseschublade des Kühlschranks zu bergen, ohne dabei am hinteren Hosenbund zu viel Gesprächsstoff freizulegen. Der Satz wird immer in der gleichen Mischung aus Finderglück und Verachtung vorgetragen. Seht, sagt der Satz, seht, unser ach so weltläufiger Gastgeber ist doch einer von uns, da kann er Kingfisher ausschenken so viel er will, sein Schuhregal täuscht uns nicht.

Der Satz ist auch nicht komplett, bis ich ihn, mit der immer gleichen Mischung aus Selbstekel und Schulterzucken, sinnfrei bestätige: »Ja, das ist von Ikea. Und das und das und das auch!« Nie geht das Gespräch von hier aus weiter. Die Entdecker und ich sehen uns nur an, als wären wir am Amtsgericht – randvoll mit menschlicher Schwäche, und die Sekunden vergehen. Was soll ich auch sagen, zur Enttarnung eines Gegenstandes, dessen massengefertigte Herkunft ich gerade glücklich verdrängt hatte? Fortan wird das denunzierte Schuhregal also wieder etwas beliebiger am Eck stehen, die Schuhe werden etwas gröber dort eingeparkt. Denn es ist ja nur und jeder andere hat es auch.

Es wäre eine hübsche Abwechslung, würde mal jemand sagen: »Das habe ich nicht, das ist doch aus dem Antiquitätengeschäft am Eck?« Aber derlei geschieht nie, sie finden überall Ivar und Skepshult, selbst unter Tagesdecken und Gipsverbänden und zerren sie ans Licht. Selbst wenn ich mir ein Visconti-Schlafzimmer aus Pappmaché nachbauen würde, kämen die Menschen herein und würden rufen: »Da, die unscheinbare Vorhangstange, die ist doch von Ikea, oder?« Wie befreiend wäre es, darauf wenigstens mal antworten zu können: »Nein, die ist von Segmüller.« Aber wie viel phantastischer noch wäre es, reich zu sein und zu antworten: »Ja, die sieht aus wie von Ikea. Aber sie ist aus Gold.«

»Die Würstchen sind dann schon mal fertig«



Früher war es einfach. Papa stand in Schlapfen am Grill und war ein Fels mit Mückenstichen. Wir Kinder tanzten um ihn herum und krächten stark: »EinFleischdreiWürstl, einFleischdreiWürstl!« Das war bei uns nämlich die festgelegte Grillration pro Kindskopf,

das war, was man bekam. Ich finde das bis heute einen sehr guten Einsatz des Wortes »Fleisch«, so als simpelste und universelle Maßeinheit. Eigentlich funktioniert doch jedes innige Gefühl nach diesem Kindermuster: Ich habe einen Hunger, ich will ein Fleisch. Ich habe Schmerzen, ich will ein Fleisch. Etc.

Heute gibt es natürlich keinen Papa mehr am Grill und auch nicht mehr »ein Fleisch«, sondern ein mariniertes Nackensteak vom Bio-discounter. Es liegt auf einem tiefen Teller und macht da »durchziehen«, und wenn Damen anwesend sind, muss man noch einen anderen Teller umgedreht drauflegen, dann ist es 'ne richtige

Fleischgrotte. Während das Nackengrat oder Halssteak also durchzieht, kaue ich auf einem halben Baguette herum und baue mit Kartoffelsalat auf dem Pappteller die Alpen nach. Dann esse ich sie auf. Dann esse ich auch noch Krautsalat, Brotsalat und Ketchup mit Semmel und einen von diesen Muffins, die immer alle backen und bei denen man schon nach der Hälfte denkt: »Auweia, Backpulver!« Ich esse das alles nur, weil mich ein schrecklicher Amokhunger plagt, ein Hunger, wie er so wild nur beim Grillen auftritt. Mein Magen will eben, das glaube ich mit Gewissheit sagen zu können, wenn er vor einen Teller gesetzt wird, sofort losessen. Er will jedenfalls nicht zu dem Menschen schielen, der am Grill steht, in den Kohlen rumstochert und sagt: »Das dauert noch was, bis die Glut richtig ist.« Der Grillmagen will viel lieber endlich den Würstchensatz hören. Bis der Satz aber kommt, bis die Glut richtig ist, bis alle verdammten Kinder und Hunde ihre »EinFleischdreiWürstl« im Rachen haben, sind sämtliche verfügbaren Salate und Semmeln in mir drin. Das ist immer so. Ich esse die Würstchen zwar noch, aber es ist dann nur noch wie Feuerwehr ohne Blaulicht: irgendwie nur halb wichtig.

»Bitte löscht das!«



Der Selbstauslöser meiner Casio hat gerade zwei Bilder von mir gemacht: Ich, in Bärenötterpose auf selbst gelesenen Artikeln und Aufsätzen kniend, in denen etwas zum Aussterben der Filmkamera steht. Auf dem ersten Bild schließe ich die Augen, auf dem anderen sind ganz viele Kinne zu sehen. Nun, ein Druck, ein kurzes Speicherkartenseufzen und die Bilder sind vernichtet. Zumindest so lange, bis in zwei Jahren ein RTL-Team meine Tür eintritt und mir die Bilder vor die versammelten Kinne hält: »Tjaha, und Sie dachten, Sie hätten die gelöscht ...«

In den erwähnten Artikeln übrigens wird das Verschwinden der Filmkamera zwar redlich beklagt, aber man bahnt auch dem digitalen Foto eine Gasse. Praktischer wäre das und schneller sowieso. Und, möchte ich anfügen, es schafft ganz neue, liebenswerte Verhaltensauffälligkeiten im heimischen Straßenbild. Dieser seltsam

krampfartige 90-Grad-Winkel der Arme etwa, während Menschen zur Motivsuche eine Digitalkamera vors Gesicht schwenken. Oder das umgehende und entrückt-stumpfe Betrachten des gemachten Bildes, als zwingende Reaktion auf jeden Auslöserdruck. Unlängst hatte ich die Ehre, Körperzeuge einer Trauung zweier verknallter Menschen zu werden. Sämtliche angereisten Brautväter verbrachten selbst den »Ja«-Moment in stiller Andacht auf den kleinen Bildschirmen ihrer Kameras beziehungsweise checkten ihn dort kritisch.

Sobald man sich in hemmungsloserem Umfeld bewegt, etwa im Freundeskreis, kommt zu diesen Stereotypen der Digitalfotografie noch das »After-Shoot-Rudel« dazu. Es entsteht, sobald der Typ mit der Digitalkamera ein Aufmerksamkeitsdefizit verspürt und deswegen beim nächsten Blick auf sein Gerät etwas verlauten lässt, wie »Jaha-hu-he, Gottchen, wie seht ihr denn aus?« Da hält es dann auch eingegurtete Rhönrad-Fahrer nicht mehr in ihren Ringen – alles umstürmt den Fotografen und mindestens einer sagt, im Innersten getroffen, den Satz mit »löscht das«. Denn das ist das Gemeine am digitalen Sofortbetrachten – es ist so unerträglich einzueins. Die Zeit, die ein Film während seines Entwickelns verstreichen ließ, bot selbst für die schlimmsten Ansichten, die man danach von sich in der Hand hielt, eine Entschuldigung. Es war eben nicht der Ist-Zustand, sondern irgendwann vor drei Wochen, noch mit den langen Koteletten oder mit der Maulwurfsmütze – halb so schlimm, was interessiert mich mein Gesicht von gestern! Das ist natürlich mit dem Instant-Ergebnis der Digitalen vorbei. Es bleibt nur die bittere Akzeptanz der Katastrophe. Oder das Flehen um Löschung.